Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 276. Dienstag den 2. October 1888. 82. Jahrgang.

Engel.

Novelle von Ernst Remin.

Nachdruck untersagt.

„Nun aber, lieber Herr Busse, eine neue und letzte Frage!?“ Als die schöne Frau Carola dem Doctor diese Worte zuschnellte, glänzte ihr Gesicht gerade so muthwillig, als stände sie auf dem Tennisplatz und schläge ihm den Ball mit dem Racket so zu, daß er nun einen Fehler machen müsse.

Die kleine Gesellschaft saß beim Nachmittagskaffee auf der großen Gartenterrasse der Pension Pilivet in Montreux, und da sie meist Deutsche waren, so hatte das Gespräch sich auch einmal auf ein ernsthaftes Thema verirrt.

„Und welche Frage, meine gnädige Frau?“

„Wohlan — Sie haben alle Glaubensartikel der christlichen Kirche gegen uns Heiden vertheidigt und in Schutz genommen — nun frage ich Sie: da Sie doch ein rechter, gläubiger Christ sein wollen, glauben Sie auch an die Existenz der Engel?“

Der Doctor lächelte eigen. Er wußte, sie würde ihm mit Schriftstellen kommen, wenn er leugnete.

„Ich glaube an die Existenz von Engeln!“ fiel da der Lieutenant Horn ein, welcher Frau Carola schräg gegenüber saß. Ein eigenthümlich leuchtender Blick in die Augen der schönen Frau unterstrich seine Worte.

Es war eine recht alltägliche Schmeichelei, aber Herrn Benzheimer, Frau Carola's Gatten, schien sie nicht zu gefallen. Er wendete sich zu Herrn von Horn, der halb hinter ihm saß, mit finsterer Miene um.

„Ich glaube an Engel, gnädige Frau“, vervollständigte der Lieutenant gewandt seinen Satz, „sobald ich in die klaren schönen Kinderaugen Ihrer kleinen Fedora sehe!“

Gegen diese Vervollständigung konnte Herr Benzheimer nichts einwenden, und doch sah er mit Unruhe, daß Frau Carola's Stirn sich leis röthete.

Sie dachte daran, wie gestern Abend Walther von Horn ihre und ihres Kindes Augen prüfend verglich und dann der Kleinen mit den Worten über das Haar strich: „Deine wunderschönen, braunen Augen hast Du Deiner Mutter abgebettelt, nicht wahr, kleiner Schelm?“

„Gewiß giebt es Engel!“ rief die drollige Holländerin, Fräulein Troost, mit ihrer schrillen Stimme, „„ganze Galerien voll“ davon habe ich in Rom und Florenz gesehen, mit Paukbacken und Quadratarme!“

Sie sagte: Cherwix, chiebt es Aengel, chanze Challerien.

„O, die Putti!“ meinte Fräulein Herz, „das sind aber nur gemalte!“

„Es soll auch Engel geben, gnädiges Fräulein, welche sich nicht malen!“ bemerkte ihr Herr von Horn.

„Wenn Sie ein ehrliches Bekenntniß wollen“, sagte jetzt endlich Doctor Busse zu Frau Carola, „so erkläre ich: da ich an das Walten eines hehren, reinen und heiligen Geistes glaube, der aller Welt Geschicke lenkt, glaube ich auch daran, daß dieser über jedes Menschenhirn weiß. In den Zeiten der Wunder „erschien der Engel des Herrn“, wenn dieser einmal unmittelbar in ein Menschenschicksal eingriff. Heute bedarf es dazu nicht mehr einer Engelerscheinung, einer neuen Incarnation, der Schöpfung eines besonderen verklärten Leibes. Will vielmehr dieses Göttliche, geheimnißvoll Waltende, an bedeutungsvollen Wendepuncten unseres Daseins uns in Fleisch und Blut nahe treten, warum sollte es da nicht für einen Augenblick eine Menschenseele, unschuldig und rein genug, ihm zur Wohnung zu dienen, mit seinem Wesen und Hauche erfüllen? Indem es nun ihr Antlitz verklärt, mit ihres Körpers Augen uns rein, hoch und heilig anblickt, auf ihres Körpers Zunge seine Worte legt, erscheint es uns. Dieses begnadete Menschenkind ist dann für eine kurze Spanne Zeit ein Engel. Und so mögen auch wohl wir in unserem neunzehnten Jahrhundert unsre Engelerscheinungen haben!“

Herr Benzheimer, der Bankier, sah den Doctor erstaunt und belustigt an: „Sie kommen mir selbst „in dieser Spanne Zeit“ ein wenig „englisch“ oder wenn Sie wollen „spanisch“ vor, lieber Herr!“ spottete er.

Frau Carola aber sagte nachdenklich:

— „Ein frommer Glaube oder ein lästerlicher — wie man will! Nun aber: Auch die Seelen der Verstorbenen sollen Engel werden! Was sagen Sie dazu?“

„Gewiß, gewiß!“ rief Herr Busse. „Haben Sie nicht auch die Erfahrung gemacht, gnädige Frau, daß die Seelen unserer Lieben, die wir verloren, uns immer reiner und verklärter erscheinen, je länger sie uns gestorben sind? Die Flecken, die wir bei Lebzeiten sahen, schwinden mehr und mehr, lichter steht und lichter wird ihr Andenken; Niemand wohl giebt es, in dessen Herzen nicht wenigstens Vater oder Mutter, die er lange verloren, wie reine, selige Geister, wie Engel, wohnen? Und verkehren wir da nicht mit ihnen wie mit Lebenden? Ja sogar, wenn wir in Stunden schweren, inneren Ringens und Schwankens zwischen Gut und Böse ihrer gedenken, treten sie uns da nicht nahe wie gute, mahnende Wesen aus einer heiligeren Sphäre und üben Einfluß auf unsere Entschlüsse und Geschicke. Also und in diesem Sinne sind sie uns Engel geworden!“

Er schwieg. Die kleine Gesellschaft saß ernst da und Niemand mochte widersprechen, da Jeder an dies oder jenes trübe Ereigniß aus seiner Lebensgeschichte zurückdachte.

An der Quadermauer des Pilivet'schen Gartens unter einem Granatbaum, der seine Zweige mit den glühenden Blüthen über sie neigte, saß ganz allein Frau Carola und blickte über den See hin zu den savoyischen Felsen hinüber.

Es war ein paar Stunden später und die Sonne versank bereits hinter dem Jura.

Der See breitete sich in öliger Glätte vor ihr aus; über der gewaltigen, dunklen Wasserfläche lag eine unbewegte Luftschicht, welche ganz leicht mit flüssigem Violett durchtränkt schien; die großen Felsengebirge drüben am Ufer standen schwarz, schroff, zackig und dräuend klar da; wo sich gegen Ost das nebelüberfluthete Rhonethal breit öffnet, trat oben über Wolkenschleiern die steile, massige Schneegipfelkette der Dent du Midi roth erglühend hervor; diesseits war die weite, grüne Hügellandschaft, die langsam bis zur Felsschroffenlinie der Rochers de Naye und des Monts d'Arvel oben am Horizont ansteigt, mit sattem Purpurlicht übergossen, in dem selbst das alte, graue Gestein roth leuchtete — so groß, so friedensvoll, so stille das ganze, mächtige Landschaftsbild, daß das Herz der einsamen Frau von tiefer, sanfter Wehmuth schwoll.

Sie mochte fünfunddreißig Jahre zählen; vielleicht mehr. Ihrer Erscheinung nach freilich hätte man ihr zehn Jahre weniger gegeben.

Und es war ihr in dieser stillen Viertelstunde, als wiche langsam Jugend, Glückhoffen und jeder Anspruch aus ihrem Leben; als nähme eine große, halbwehmüthige Resignation von ihrer Seele Besitz.

Resignation!

Nichts an lebenswerthem Inhalt konnte ihr Leben an ihres Gatten Seite ihr in Zukunft mehr bringen. Reichthum, Geselligkeit, Reisen, Theater, Kunstausstellungen, Concerte, Rennen — alles ausgekostete Genüsse für sie.

Resignation!

Und doch träumte ihr Herz, ganz in der Tiefe, in verschwiegener, heißer Erwartung, von einer letzten, gewaltigen Erregung, welche ihr ganzes Sein noch einmal vor Glück, vor Leidenschaft und glühender Poesie vibriren machen würde. Noch einmal ein Daseinsrausch, dann mochte sie kommen, die Resignation.

Und all' das drängte sich in diesen Tagen verheißend an sie!

Walther von Horn war voll jungen, schäumenden Lebens, eine unverbrauchte Natur. Sie sah, daß er sie anbetete. Und sie fühlte, was er ihr bieten würde, war Glück, Poesie, Enthusiasmus. —

Und sie durfte es nicht annehmen. —

Nun war die Sonne untergegangen, die satte Purpurfarbe aus der Landschaft gewichen. Nur eins leuchtete noch, die Dent du Midi, hoch fern droben, aber mit fahlem, gespenstischem Grau-weiß, fast bedrohlich. —

Sie stand auf und ging ins Haus.

In ihren Zimmern brannte noch kein Licht. Ihr Mann war nicht nebenan im Zimmer — er mochte wohl nach dem Curhause hinübergeschlendert sein. Er sagte zwar immer, das Rennen der Pferdchen im Spielsaale langweile ihn, aber er ging doch immer wieder hinüber, um sich zu „langweilen“ und ein paar Franken zu verlieren.

Unter ihr im Salon spielte Jemand Clavier. Sie hatte noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Souper, sie setzte sich im Dunklen in ein großes, bequemes Fauteuil und lauschte gedankenvoll dem Spiel. Es war ein aufregendes Lied, das sanft einsetzte, in fast monotoner Wiederholung des Motivs immer stärker und stärker anschwoll, im Fortissimo abbrach und — sanft wieder einsetzte. Eine wunderliche Musik, englisch vermuthlich, stark nervenerregend.

Da klopfte es an der Thür.

„Entrez!“

Alice, das Zimmermädchen, brachte auf der Tablette einen Brief und zündete Licht an.

Frau Carola nahm den Brief und öffnete ihn. Als das Mädchen die Lampe neben sie auf den kleinen Tisch gesetzt, sah sie an der Anrede, daß das Schreiben nicht an sie gerichtet. Die Anrede lautete nämlich: „Herzschnuckiges Tafel-Schatzel!“ Es war ein Brief an Herrn Benzheimer, war aus Ostende, und eine Photographie lag darin. Sie faltete den Bogen und steckte ihn wieder ins Couvert, die Photographie sah sie voll wunderlichen Interesses an.

Eine Dame im Badecostüm. Freilich nichts Unpassendes in diesem Costüm. Von eben bis unten Seidenstoff mit unterlegter, heller Seide; eine breite, faltige Schärpe um die Hüften; ein riesiges goldgesticktes Monogramm auf dem Spann des Strumpfes, ein blumenbekränzter „Sonnenschirmhut“; darunter ein seltsam naiv-keckes Gesicht, ein Gesicht, wie es nur irgend eine Operettenschönheit haben konnte.

Sie hielt das Bild ans Licht und gedankenlos ruhten ihre Augen darauf. Und unten war das englische Lied, welches Walther Horn spielte, eben wieder auf dem „maestoso fi“ angelangt.

Ja, was sollte sie nun mit Brief und Photographie thun?

Sie ging zum Kamin und warf Beides in die Flammen. Schrieb die Schönheit in Ostende einen zweiten Brief, an das „herzschnuckige Tafel-Schatzel“, um nach dem Eindruck ihres Costümbildes zu fragen, so mochte Herr Benzheimer annehmen, das erste Schreiben sei auf der weiten Reise verloren gegangen. Oder mochte auch annehmen, es sei in seiner Frau Hände gefallen, und diese habe es voll Ekel todtgeschwiegen.

Ganz still saß sie dann wieder, bildete sich ein, sie sei vollkommen ruhig und recht gleichgiltig — doch ging ihr Blut in harten Stößen, so daß die auf der Armlehne liegende Hand zuckweis zuckte.

Dann nahm sie aus dem Buch der Benda'schen Circulating library, das auf dem kleinen Tisch lag, ein beschriebenes Blatt und las. Es war ein Gedicht. Walther Horn hatte es ihr gegeben, als sie gestern über Carducci gesprochen und gesagt, er habe es aus dem Italienischen übersetzt. Allein sie hatte an seinen unsicheren Augen gesehen, daß er es selbst gemacht.

„Im öden Thal will Du mattherzig schleichen,
„Das Nächterchen grau mit Gewölk verhängt,
„Zu fernem Felsher, da in gold'nen Zeichen
„Die Inschrift „Tod“ den Wanderer empfängt?

„Und weißt doch klar, daß ob der Wolken Schleier
„Ein' andre Welt in heit'rer Höhe liegt,
„Wo Stürme brausen, Licht lacht, wilder, freier
„Das Herz geht und der Puls begeistert fliegt!

„Da Leben lohnt, und Lieb', der Sag' entronnen,
„Freijauchzend alle Schranken niederbricht,
„Sich sättigend in süßen, wilden Wonnen
„Des Schwertes harrt, das Beider Herz durchsticht.

„O lässt Du's nahn Dir nicht im fern'gen Wagen,
„Der donnernd über Wolken niederfährt?
„Sieh, hinnnian will Leidenschaft Dich tragen,
„Die lohnt und sühnt und selig rasch verzehrt!“

„B es es es es d es f g“ setzte da von Neuem, marschartig, aber weich und gebunden die Melodie wieder ein.

Verrathen! Alle Welt um sie brach aus den Schranken! Mequante Blicke hatte man für die Schwachen, Unfreien, welche nicht auch ausbrachen. Correct, kalt, uninteressant hieß eine tugendhafte Frau!

„C f f f f g as“ kam es stärker, dringender, mit mächtigerer Begleitung herauf. Gewiß war es ein Marschlied irgend einer verrückten, englischen Secte, ein Lied, welches aufregen und fanatisiren soll.

„Tugend ist Temperamentssache“, lautet das moderne Dogma. „Blut und Gehirnanlage prädestiniren zum Glück, zum Verbrechen. Der Geweihte ist verdienstlos, der Fehlende nur mitleidswerth!“

Frau Carola sprang auf. Bei allen Göttern der Unterwelt, Temperament hatte sie auch! „Da Leben lohnt, und Lieb' der Welt entronnen, frei, jauchzend alle Schranken niederbricht!“

Gewaltsam, unwiderstehlich scheint unten das Lied zu wer.

„Ja, wilder, freier das Herz zehn heißen!“ flüsterte oben die Lauschende und benzte langsam das blasse, erregte Gesicht gegen die Lampe. „Sich sättigend in süßen, wilden Wonnen!“ Da war unten das triumphirende Maestoso erreicht, welches das ganze Haus mächtig durchhallte — mit heftigem Athemzug blies Frau Carola die Flamme aus.

Pianissimo verklang unten die Melodie — auf den Zehenspitzen, mit geschlossenen Augen, Blut im Gehirn, ging oben leise, leise die Dame zur Thür und öffnete.

Walther Horn stieg die Treppe empor, der Corridor war fast dunkel. Er mußte an ihrem Zimmer vorübergehen, um zu dem seinen zu gelangen.

Da flüstert plötzlich neben ihm eine seltsam vibrirende Stimme seinen Namen: „Walther . . .“

Im gleichen Augenblick aber beginnt unten die Tischglocke zu lärmen. Jetzt tritt Frau Carola aus ihrer Thür heraus und sagt lächelnd etwas athemlos zu dem jungen Manne: „Guten Abend, Herr von Horn; ich glaube, es wird heut' draußen sehr angenehm. Kommen Sie nach dem Abendessen auch noch etwas in den Garten?“

Bei Tisch sah man Herrn von Horn eine gewisse Erregung an.

„Gottlob“, dachte Frau Carola, die ihm ein paar Mal mit blitzscharfem Blick über das Gesicht fuhr, „er ist nicht geübt in solchen Dingen — er kann sich kaum beherrschen!“

Beim Nachtisch kam Bébé Fedora herein — ein reizendes Kind, welches in einem allerliebsten Kinderfranzösisch, das sie in Montreux von russischen Gespielinnen angenommen, mit Papa, Mama und ihren sonstigen Freunden am Tisch den Gutenachtgruß tauschte, gern ein paar Pralines mitgenommen hätte, und nur zögernd wieder hinausging.

Wie seltsam Frau Carola's Gesicht war, so lange die Kleine sich im Zimmer befand. Welch' großen, fragenden Blick Mademoiselle Fedora auf die Mama richtete, als diese sie mit einem ziemlich energischen: „Eh bien, donne unit eutin!“ verabschiedete. —

Nun war die Tafel aufgehoben.

Man ging im Garten, wie es der Zufall gefügt, Frau Carola mit Walther, wenige Schritte vor ihnen Herr Benzheimer neben der ebenso schönen wie koketten Miß Simpkin.

„Ich habe Ihr Lied gelesen und — verstanden!“ begann Frau Carola.

„Verstanden!“ wiederholte Walther langsam. „Nun will ich auch gestehen . . .“

„Daß es keine Uebersetzung, daß Sie es gedichtet!“ fiel sie ein. „Sie sehen, dies Geständniß ist überflüssig. Ihre Augen wissen nicht zu schweigen. Man liest in ihnen!“

„Wohlan, was lesen Sie in ihnen? Lasen Sie, daß das Lied an Sie gerichtet war?“ er sprach leise und hastig.

„Dies und mehr!“ sagte sie laut und heftig. „Alles!“

Er preßte ihre Hand fest gegen seine Brust. Ihr heftiger Ton erstaunte ihn und riß ihn hin. Seine Gedanken wirbelten wild auf. Ein paar Minuten hörte sie nur den raschen Gang seines Athems. Endlich stieß er das eine Wort heraus:

„Wann?“

Er fühlte, es durchfuhr sie wie ein Schlag, dies eine Wort. Dann entgegnete sie fast genau in seinem Tone:

„Sofort!“

„In einer halben Stunde geht der letzte Zug nach Lausanne!“

„In einer halben Stunde? Gut! Oder warten Sie: Lassen Sie uns morgen mit dem Frühesten . . ! Nein, Sie sollen nicht warten! In einer halben Stunde bin ich fertig. Walther, schwören Sie mir, mich vier Wochen wirklich leidenschaftlich lieb haben zu wollen!“

„Nicht so! Immer, immer, bis zum letzten Athemzug!“

„Nein, ich will Sie lieben und nicht Ihr junges Leben an mich reißen. Mitverderbende Liebe ist so grau, so schal! Schwören Sie mir, Sie wollen vier selige Wochen ganz mein sein, mich in einem Taumel der Leidenschaft, des besinnungslosen Glücks erhalten — dann geh' ich Sie frei! Und ich verheiße Ihnen, diese Spanne Zeit soll zählen in Ihrem Leben!“

„Ich schwöre, ich schwöre, ich schwöre! Und ist die Zeit erfüllt, schwöre ich wieder!“

„In einer halben Stunde bin ich am Bahnhof!“

Mit einem festen, kurzen Händedruck trennten sie sich.

In Fieber und Wonnetaumel blieb Walther zurück. Wie warm ihre Hand, wie klangvoll tief ihre leise Stimme, welche mächtige Leidenschaft ihr Wesen athmete. — —

„Vier Wochen tollen Glücks — und dann ein Ende machen!“

Mit diesem Gedanken begann sie hastig die nothwendigsten Toilette-Requisiten in einen Handkoffer zu werfen.

„Mama! Mama!“ rief da eine klägliche Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Schlaf, mein Herz, schlaf!“ antwortete sie.

„Nein, Bébé kann nicht schlafen!“ kam es bittend zurück.

Frau Carola stieß die Thür auf. Das Kind lag mit großen, offenen Augen in seinem Bettchen; es zuckte eigenthümlich im Gesicht der Mutter, als sie das Kind sah.

„Mach Deine Augen zu, Fedora! Sieh mich nicht an!“ sagte sie unwillkürlich hart.

Gehorsam schloß die Kleine die Augen, aber um die feuchten, großen Kinderlippen kräuselten sich Falten, welche der schönen Frau dasselbe sagten wie die Augen.

Rasch wendete sie sich ab und wollte hinaus.

„Mama, Mama!“ kam es hinter ihr drein, bittend und etwas weinerlich, als sie an der Thür war.

„Nun, was?“ rief sie, ohne sich umzudrehen.

„Ach, gehe nicht fort, Mama! Bébé fürchtet sich. Mama hat ihm keinen Gute-Nachtkuß gegeben!“

Sie stand zögernd. Dann eilte sie schnell an das Bettchen, beugte sich nieder und da schlangen sich die nackten, kühlen Kinderarme fest um ihren Hals.

„Mein Kind, mein Kind! Schlaf wohl, mein Kind!“ flüsterte die Mutter mit rauher, tiefer Stimme.

Aber die kleinen Arme ließen sie nicht los.

„Ich kann nicht fort!“ dachte Frau Carola. „Die Zeit reicht nicht aus. Und ich kann doch nicht reisen wie ich geh' und stehe!“

Ihre Gedanken flatterten wild umher. Nicht heute, nicht jetzt, morgen. Ja morgen, mit dem Frühesten. Sie konnte jetzt nicht, sie konnte wirklich nicht!“

Walther Horn wartete vergebens auf dem Bahnhofe. Als der Zug fort war, warf er die beiden Billets erster Classe auf die Schienen und kehrte heim. Langsam ging er den Corridor an ihrem Zimmer vorüber, da öffnete sich ihre Thür. Sie trat rasch auf ihn zu und gab ihm ihre heiße Hand.

„Walther!“ sagte sie. „Ich beginne mit einer Treulosigkeit. Ich konnte nicht, ich konnte wirklich nicht heut. Morgen früh! Verzeihen Sie mir. Mein Kind — mein Kind hielt mich auf!“

Da ganz hinten auf dem Gange, um die Ecke desselben, eine Thür und rasch trat Frau Carola wieder bei sich ein. —

Was für eine Nacht folgte!

Die kleine Fedora schlief nicht ein. Sie war aufgeregt, weil sie am Abend mit hartem Ton von Tisch geschickt worden, weil sie keinen Gute-Nachtkuß bekommen, weil ihre Mama aufgeregt war.

Frau Carola saß neben ihrem Bettchen. Die Bonne war längst eingeschlafen und schnarchte. Die kleine Nachtlampe brannte, und in ihrem matten Licht erschien Bébé so seltsam wachsbleich, ihre großen Augen so dunkel und so tief. Und was aus dem lieblichen Kindergesicht nicht herausah, sah die fieberhaft erregte Mutter hinein. Wollte sie sich erheben, so kam ein ganz leises: „Geh' nicht fort, Mama!“ von den schwellenden, süßen Lippen, die solch eigen reinen und kühlen Hauch hatten. „Küsse mich noch, Mama — dann kann ich schlafen!“ bat sie wieder und wieder mit der Hartnäckigkeit ihrer vier Jahre — und Frau Carola konnte ihr Kind nicht küssen! —

Endlich hatte die Müdigkeit doch obgesiegt — Fedora schlief.

Die schöne Frau aber, um sie nicht wieder zu erwecken, blieb still bei ihr sitzen und träumte. Da kam ihr das Andenken einer Nacht, in der sie ebenso an einem Bette gesessen und gewacht: am Bett ihrer längstverstorbenen älteren Schwester; und es war die Nacht gewesen, in der diese beim Morgengrauen gestorben war. Reichliche fünfzehn Jahre war es her. Wie jung ihr Herz damals, wie gläubig, wie rein! O, wie anders als heut! Das sanfte, stille Mädchen, das ihre Schwester Anna gewesen war! und so rein, so friedevoll in ihrem jungen Gemüthe! Kam man zu ihr, so trat man in ein Gotteshaus. Nun war sie lange todt, lang schon hatte ihr Andenken seine heiligende, sanfte Nachwirkung auf die Seele der überlebenden Jüngeren eingebüßt. Der schöne Schatten war leise verblaßt.

Nein! In der Stille dieser Nacht, am Bette des schlafenden Kindes, trat er wieder vor die inneren Augen der Träumenden. Ganz unmerklich rührte die Schwesterhand an ihr Herz: „Vergiß mich nicht, laß' mich ab, strauchle nicht!“

Frau Carola schauerte zusammen, als habe ein Geisterhauch ihre Wange gestreift. Das Nachtlicht flackerte leise. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust: „Die Bessere starb, die Schlechtere lebt. Ach, wer so ganz unangefochten und schuldlosen Herzens leben und sterben könnte wie Jene!“

„In Stunden schweren Ringens und Schwankens zwischen Gut und Böse, da treten sie uns nahe wie mahnende, hohe Geister aus einer heiligeren Sphäre“, hatte heute Nachmittag der Doctor Busse gesagt. „Und so haben auch wir in unserem neunzehnten Jahrhundert unsere Engelserscheinungen!“

Da polterte etwas im dritten Zimmer. Pfeifend kam das „Herzschnuckige Tafelschatzel“ heim und warf beim Eintritt einen Stuhl um.

Frau Carola fuhr hart auf, ihre Hände von sich gestreckt und geballt, die Augen in dem zurückgeworfenen Haupt schwarzblau, stahlschimmernd auf die Thür geheftet.

„Maman, maman, z'ai peur!“ flüsterte neben ihr das feine Stimmchen aus dem Bett.

Von dem Geräusch war Fedora erwacht.

„Still, mein Herz!“

Sie strich der Kleinen mit der Hand über Stirn und Augen herunter und gehorsam schwieg das Kind.

Nun stand sie und lauschte, bis Herr Benzheimer zur Ruhe gegangen. Er hatte leise noch einmal an ihrer Thüre geklinkt, sie aber verschlossen gefunden.

Dann kniete sie neben dem kleinen Bett nieder und umschlang Bett und Kind mit beiden Armen.

„Z'avais faut peur!“ fuhr die Kleine in dem Babyfranzösisch fort, das sie mit Vera und Olga Boulatoff zu sprechen pflegte. „Der große chinesische Räuber war da, um Dich zu stehlen, Mama!“ Der große chinesische Räuber war der stete Schrecken von Vera, Olga und Fedora, sobald es dunkel geworden. „Er wollte Dich mit fortnehmen und Bébé sollte Dich nie wieder sehen!“

„Du würdest ja mit Deinem Papa geblieben sein!“ sagte Frau Carola mit zuckender Lippe.

„Aber ich will Dich behalten! Bébé will mit seiner kleinen Mama sein!“

Nun hatte sie die Augen wieder auf. Sie waren voll bergender Zärtlichkeit und verstohlener Angst. Die Mutter hatte sich emporgerichtet und blickte forschend hinein. Es war ein geheimer Sinn in des Kindes Wort und Blick, der nicht von diesem selbst herstammte. Welcher geheimnißvolle Zufall legte diesen Ausdruck auf die kleine Zunge, in den bittenden Blick?

„— — Eine Menschenseele, unschuldig und rein genug, ihm zur Wohnung zu dienen — — — indem es aus ihres Körpers Augen uns anschaut, auf ihres Körpers Zunge seine Worte legt — —“ so war des Doctors Rede gegangen.

„Nicht wahr, meine süße Mama, Du läßt Bébé nicht allein?“ flüsterte das Kind, die in ihrem Gesicht las, mit einem reizenden Lächeln schmeichelnder Ueberredung. Warum es so bat, wußte es wohl selbst nicht ganz genau, da es immer noch halb im Schlaf befangen war.

Der betroffenen Mutter aber war seltsam zu Muth, fast als trete ihr hier in der stillen Nacht, an einem Wendepuncte ihres Lebens, wirklich ein geheimes Walten bedeutungsvoll nahe. Zum zweiten Male fühlte sie sich wie leise von einem Hauche aus einer unirdischen, heiligeren Sphäre angeweht. In einer wunderlichen Stimmung, während sie vieles Neue in ihr sich regen fühlte, blickte sie in das klare, unschuldige Auge, das groß zu ihr aufgeschlagen war — warme Quellen sprangen da in ihrem Herzen auf — weicher und weicher wurden ihre erregten, gespannten Züge; und wie sich ihr nun plötzlich auch die beiden kleinen Arme entgegenstreckten, da riß sie mit einem Male das Kind aus dem Bettchen, preßte es leidenschaftlich fest an sich und küßte es wieder und wieder:

„Nein, nein, nein! Nie wird Deine Mama Dich verlassen mein — mein — Engel!“

Sie fand kein anderes Wort. Und dies paßte auch wohl.

Walther von Horn ist am nächsten Tage allein von Montreux abgereist.

Die Polizeitaxen und die Preise der Kleingewerbe.

Vortrag des Regierungs-Assessors von Rohrscheidt in der Versammlung des Vereins für Socialpolitik in Frankfurt a. M.

Ehe der Vortragende auf den jetzigen Einfluß der Taxen und anderer polizeilicher Berufsfassungen auf die Preise der Kleingewerbe einging, gab derselbe ein Bild der Zustände während der Zeit des Zunftzwanges. Er legte dar, wie die Obrigkeit durch verschiedene Mittel, z. B. durch die Aufsicht über die Güte der von den Producenten benutzten Rohstoffe, zu durch die directe Vorschreibung derselben, durch die Suspension des Zunftzwanges auf Messen und Märkten 2c. die Einzelnen vor dem Druck der geschlossenen Innungen zu schützen versuchte, ohne hierdurch ihren Zweck genügend zu erreichen. Sie sah sich vielmehr in manchen Fällen zur Oeffnung der Zünfte, sonst zur Vorschreibung von Taxen veranlaßt. Diese, welche entweder Waaren- oder Lohntaxen waren, wurden späterhin so allgemein, daß sie alle Gewerbe umfaßten. Man hielt sie mit Recht nach Lage der Verhältnisse für unentbehrlich und für den einzigen Schutz des Publicums. Sie erfreuten sich einer allgemeinen Sympathie, vor allen Dingen aber wurden die Taxen für die Lebensmittel wichtig, da hier am dringendsten das Bedürfniß war, die Preise nicht über ein gewisses Maximum steigen zu lassen.

Wie beliebt die Taxen in Deutschland waren, beweist eine Taxe, welche zeigt, daß die Behörden sich nicht nur um das körperliche, sondern auch um das geistige Wohl kümmerten, nämlich die sogenannte „Frankfurter Taxe“, welche wenig bekannt ist und nach Kirchhoff und Schürmann (Geschichte des deutschen Buchhandels, Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels) vom Anfange des 17. Jahrhunderts bis 1671 bestand. Danach existirte eine obrigkeitliche Preisbestimmung der Bücher zu Frankfurt a/M. seitens des Raths oder der kaiserlichen Büchercommission. Hierdurch sollte wohl das öffentliche Interesse gegenüber einer durch die Messprivilegien begründeten Vertheurung der geistigen Nahrung gewahrt werden. Auch später kommt in den Privilegien der Dresdner Buchhandlungen aus den Jahren 1651—1729 die Androhung einer Büchertaxation vor für den Fall, daß das Publicum mit den Preisen überhauert werden sollte. Dies bezieht sich jedoch auf den Sortimentsbetrieb, während die „Frankfurter Taxe“ die Aufsätze der Verleger zu regeln beabsichtigte. Das Privilegienwesen hatte zu diesen Maßnahmen geführt, und als man später im Anfang dieses Jahrhunderts gegen den Nachdruck vorgehen wollte, hielt man vielfach ähnliche Sicherungsmittel für erforderlich. Wenigstens befürwortete der Berg'sche Entwurf eines Autorengesetzes, der 1819 der Bundesversammlung vorgelegt wurde, noch die Taxe. Nach Verbot des Nachdrucks schien eben das Publicum keine Gewähr gegen künstliche Aufbauschungen der Bücherpreise zu haben, und deshalb schlugen noch dem Wiener Congreß Literaturgesinnungen vor, den Nachdruckschutz davon abhängig zu machen, daß der Verleger den gedruckten Bogen nicht über einen Groschen verkaufe, denjenigen aber, welcher diesen Satz überschreite, allen Nachdruckern preisgegeben. Im Uebrigen war es, wo eine Büchertaxe nicht bestand, allgemein üblich, bei Bewilligung von Privilegien an fremde deutsche Verleger einen billigen Preis vorzuschreiben. Hielt der betr. Verleger einen solchen nicht ein, so wurden Nachdruckprivilegien gegen ihn ertheilt.

Im Uebrigen erfolgte am Schluß des 18. Jahrhunderts ein Umschwung in der Wirthschätzung der Taxen. Bereits Schmalz führt in seinem Handbuch der Staatswissenschaft aus, wie schwer es sei, einen natürlichen Preis für Waare oder Leistung zu bestimmen. Der Brodpreis z. B. hänge doch von dem Productionspreis ab, dieser aber könne gar nicht festgesetzt werden; denn wie wolle man den Werth der Arbeit des Bäckers, die Lohnausgabe, die Verzinsung des Capitals, sonstige baare Auslagen für Salz, Feuerung u. s. w. angeben. So werde thatsächlich der Brodpreis nicht hiernach, sondern nach dem Marktpreis des Getreides berechnet. Dies aber sei nur ein Factor. Zudem hätten die Bäcker es in der Hand, durch Scheinkäufe u. s. w. den Marktpreis in die Höhe zu treiben. Man fand jetzt, daß die Taxen meist ohne Resultat geblieben seien,